

Marcus Kraneburg

Martin Luther King jr.

Sklaverei in der Neuen Welt

Als die Entdecker und Eroberer in der Neuen Welt landeten, trafen sie nicht auf unbewohntes Land. Auf dem amerikanischen Kontinent lebte die indianische Bevölkerung. Die Indianer wurden von den Europäern in den meisten Fällen versklavt. Allerdings waren sie gegen die von den Eroberern eingeschleppten Krankheiten wie Masern, Pocken und Typhus nur in geringem Maß widerstandsfähig. Millionenfach wurden die Indianer dahingerafft. Die eigentliche Urbevölkerung Amerikas und der Karibik starb annähernd aus.

Im Jahr 1501 erteilten die spanischen Könige Ferdinand von Aragon und Isabella von Kastilien daraufhin den Siedlern der Neuen Welt die Erlaubnis, neue Arbeitskräfte in Form von schwarzen Sklaven zu "importieren". Schnell breitete sich diese Praxis auf sämtliche europäische Kolonien und Inseln in Südamerika, Mittelamerika und die Karibik aus, zumal damit eine Unmenge Geld zu verdienen war.

Schätzungen gehen von etwa 40 Millionen Afrikanern aus, die verschleppt und versklavt wurden. Doch niemand hat sie wirklich gezählt. Etwa nur jeder Vierte der versklavten Menschen überlebte die Gefangennahme in Afrika, die Torturen der Verschleppung vom Inneren Afrikas an die Küsten und schließlich die grausamen Strapazen der Überfahrt. Die verschleppten und verkauften Menschen wurden während der Überfahrt auf den Schiffen auf engstem Raum buchstäblich wie Fracht gestapelt. Neben psychische Belastungen und seelisches Leid trafen sie medizinische Unterversorgung, Seekrankheit, Hunger und Durst. Die Sklaven wurden angekettet und geschlagen, lagen in ihren Exkrementen und vegetierten vor sich hin. Viele von ihnen wurden schwerkrank und überlebten die Torturen der Überfahrt nicht. Im ernstesten Krankheitsfall und bei Ansteckungsgefahr wurden sie von ihren Peinigern oft einfach über Bord geworfen.

Industrielle Revolution

Die Industrielle Revolution führte zu einer völlig neuen Form der Sklaverei. Während bis dahin die Sklaven weitgehend im Rhythmus der ländlichen Produktionsweise arbeiteten und nicht massenhaft eingesetzt wurden, oft sogar zum Haushalt der Bauern gehörten, wurde mit dem Einsatz der Dampfmaschinen die Sklavenarbeit an den Rhythmus der Maschinen angepasst.

Dampfbetriebene Zuckermühlen auf Kuba, **Baumwolle verarbeitende Maschinen** bei den Abnehmern der Baumwolle aus den Südstaaten der USA änderten vollständig den Charakter der Sklavenarbeit. Je mehr Zucker oder Baumwolle die Maschinen verarbeiten konnten, desto härter und massenhafter wurde auch der Sklaveneinsatz. Die Sklaven wurden zu Hunderten in Baracken in großen Lagern untergebracht, ihre Arbeitskraft bis zur Erschöpfungsgrenze ausgenutzt. Die Peitsche war das gängige Antriebsmittel bei der Arbeit. Sklavenaufstände wie auf Haiti und Kuba Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren Folge der unmenschlichen Arbeitsbedingungen. Trotz fürchterlicher Strafen flüchteten Sklaven auch immer wieder in die unwegsamen Wälder. Besondere Trupps von Sklavenjägern mit speziell auf Sklaven dressierten Hunden sollten sie dort aufspüren. Wurden sie gefunden, drohte ihnen zur Abschreckung der anderen die öffentliche Hinrichtung, meist auf abscheuliche Weise.

Der Dreieckshandel

Über den Atlantik hinweg entwickelte sich ein riesiger Handelsverkehr im Dreieck von Europa, Westafrika und der Karibik. Die europäischen Großmächte rüsteten Schiffe aus, die man **mit Waffen, Pulver, Textilien, Pferden, Alkohol und Silber** belud. Nun fuhr man die westafrikanischen Küsten an, wo die Ware von den Stammesfürsten gegen Sklaven eintauschten wurde.

In einer zweiten Etappe segelten die **mit Sklaven** beladenen Schiffe nach Amerika, wo die „kostbare Ware“ in der Neuen Welt zu höchstmöglichen Preisen verkauft wurden.

Erneut beluden die Kaufleute ihre Schiffe, diesmal mit den begehrten Rohstoffen aus den Kolonien: **Tee, Kaffee, Zucker, Baumwolle, Tabak, Gewürze und Edelmetalle**. Jetzt trat man die Heimreise nach Europa an.

Unwürdige Lebensbedingungen

Die Lebensbedingungen der Sklaven unterschieden sich oft erheblich und hingen von Zeit und Ort der Sklaverei sowie vom jeweiligen Herren oder der Herrin ab.

Gewalt war allerdings die Grundvoraussetzung einer Gesellschaft, die zwischen Sklaven und Nichtsklaven einen Unterschied machte. Sklaven wurden zum Teil bis zur Erschöpfung ausgebeutet. Misshandlungen, Bestrafungen, Markieren mit dem Brenneisen, Auspeitschen, Fesselung, Hunger, Durst und Verstümmelung waren üblich. Die Rechtlosigkeit der Sklaven öffnete der Misshandlung Tür und Tor. Ob und mit wem Sklaven als Paar zusammenleben durften oder mussten, entschied ihr Besitzer, der grundsätzlich ein ökonomisches Interesse daran hatte, dass seine Sklaven sich "reproduzierten". Die in die Sklaverei geborenen Kinder gingen automatisch in seinen Besitz über. Sie konnten ihre verdienten und treuen Sklaven aber auch freilassen. Und manchmal gelang es einem Sklaven auch, einen Beruf oder ein Handwerk zu erlernen und mit der Billigung seines Besitzers Geld zur Seite zu legen, um sich eines Tages freizukaufen.

Abschaffung der Sklaverei

Offiziell abgeschafft wurde die Sklaverei erst im 19. Jahrhundert. Dänemark machte 1792 den Anfang, 1807 folgte Großbritannien. Um keine Konkurrenz Nachteile zu erleiden, übte Großbritannien Druck auf andere Kolonialmächte aus, den Sklavenhandel ebenfalls einzustellen. Aber in Frankreich wurden die Sklaven erst 1848 frei, in den Niederlanden 1863 und in Amerika offiziell sogar erst 1865 (Ende des amerikanischen Bürgerkrieges). Seitdem sind erst 140 Jahre vergangen!

Aus dem Sklavenkodex von Virginia 1669

„Wenn ein Sklave nicht auf seinen Herrn hört oder Befehle anderer, die Aufsicht über ihn führen, nicht befolgt, und die Zwangsgewalt dieser Personen seinen Tod herbeiführt, so soll dieser Tod nicht als Verbrechen bestraft werden.“

Herkunft von Martin Luther King jr.

Großvater

James Albert King, Martin Luther Kings jr. **Großvater**, war noch ein so genannter Sharecropper auf einer Plantage nahe von Atlanta gewesen. Sharecropper nannte man jene zumeist schwarzen Landwirte, die ihr Saatgut auf Kredit vom Plantagenbesitzer bekamen, dessen Sklaven sie bis Ende des amerikanischen Bürgerkrieges gewesen waren. Den weißen Großgrundbesitzer war es somit gelungen, die Neger weiter in Abhängigkeit zu halten:

Damals – und leider in vielen Gebieten des Südens noch heute - kauften die Sharecroppers, darunter auch Martins Großvater, ihr Saatgut auf Kredit vom Plantagenbesitzer. Ebenso kauften sie bei ihm alles andere, was sie benötigten: Haushaltsgeräte, Lebensmittel, Kleider – alles auf Kredit. Zur Erntezeit, ehe die Erträge zu gleichen Teilen aufgeteilt wurden, muss die Jahresschuld bezahlt werden. Aber das Geld reichte nie, um aus der Klemme herauszukommen. So hart King das ganze Jahr arbeiten mochte, schuldete er dem Besitzer am Ende immer noch vierhundert Dollar. Im nächsten Jahr war es das gleiche; er schuftete, erntete und grub, und jeder Spatenstich begrub ihn immer tiefer. Gemäß diesem unfairen System trägt nämlich der Sharecropper alle Unkosten, muss die Gewinne aber mit dem Plantagenbesitzer teilen.(„Mein Leben ...“, S.66)

Vater

Martin Luther King sen. wird später seinem Sohn den gleichen Namen geben. Um sie unterscheiden zu können, setzte man ein sen. für Senior und ein jr. für Junior hinter ihre Namen. Martin Luther King sen. wurde 1899 geboren und besuchte nur insgesamt sechs Klassen auf einer kleinen Plantagenschule. In seinem Buch, das er am Ende seines Lebens schrieb, erinnert er sich an ein furchtbares Erlebnis in seiner Kindheit:

In den Fabriken der Stadt waren immer ein paar Neger mit dieser oder jener Arbeit beschäftigt. Schwarze wurden aber nur deshalb eingestellt, weil sie weniger Lohn erhielten als weiße Arbeiter. An manchen Orten war dies gesetzlich verankert; üblich war es überall. An jenem Tag kam also ein Neger aus der gleichen Fabrik wie die Männer, die herumsaßen und tranken; er ging die Straße entlang und zählte das bisschen Geld, das er für die Woche bekommen hatte.

Einer der Weißen schrie, wenn so viele anständige weiße Männer arbeitslos seien, so nur deshalb, weil es viel zu viele Nigger gebe, die ihnen die Arbeit wegschnappten. Der schwarze Mann entgegnete nichts. Er konnte nicht mehr umkehren und bemühte sich, mit einem

freundlichen Gesicht an den Männern vorbeizuschlüpfen. Ich hatte im Wald gespielt und lief gerade zum Abendessen nach Hause.

„Was gibt es da zu lachen, Nigger?“ hörte ich einen der Fabrikarbeiter rufen. Ich blieb stehen. Dann sah ich den schwarzen Mann etwas weiter unten auf der Straße; ich sah, wie er anfing, seinen Schritt zu beschleunigen. Sie liefen ihm nach. „Nigger!“ zischte einer. „Ich habe dich was gefragt!“ „Nein, Sir“, sagte der Mann. „Ich lache nicht. Ich gehe nur nach Hause . . .“ „Komm her, Nigger!“ „Ganz bestimmt, ich lache wirklich nicht, ehrlich!“ „Da kommt so ein Nigger die Straße herunterstolziert, wie wenn er irgendwo in den Nordstaaten wäre, die Taschen voll Geld, und lacht weiße Männer aus!“

Sie wollten ihm seinen Lohn entreißen. Es kam zu einem Handgemenge. Der Neger war groß und setzte sich zur Wehr. „Das Geld ist für meine Kinder, das können Sie nicht haben!“ Einer der Arbeiter riss einen Ast von einem Baum, und während ein paar andere den Mann festhielten, schlug er ihn damit auf den Kopf. Blut strömte aus seinem Mund, er stürzte zu Boden. Sie trampelten mit ihren schweren Arbeitsstiefeln auf ihm herum. Der Mann schrie, und ich spürte plötzlich, dass ich vor Schrecken wie gelähmt war. Die Arbeiter zerrten ihn in meine Richtung, und einen Augenblick glaubte ich, ich würde ohnmächtig. Sie zogen ihn an mir vorbei, als sei ich gar nicht da. Zwischen ihren Armen und Beinen sah ich den blutüberströmten Kopf des Mannes schlaff auf seiner Schulter liegen. Plötzlich stimmten die Fabrikarbeiter ein lautes Gebrüll an, einer nahm seinen Gürtel ab und schlang ihn um den Hals des Negers. Alle zusammen hoben sie ihn in die Höhe und befestigten das Ende des Gürtels an einem Baum und ließen los ...

Ich stand noch da, als sie alle grölend und ihre Schnapskrüge schwenkend fortgetaumelt waren. Der schwarze Mann war tot, sein Hals war verrenkt, seine Füße baumelten zehn oder zwanzig Zentimeter über dem Boden. Ich spürte plötzlich, wie es mir wehtat, Luft zu holen. Mein Atem ging immer schwerer: dann öffneten sich meine Lippen zu einem Schrei, den niemand vernahm als ich selbst. Der Mann war vor meinen Augen umgebracht worden, und ich konnte nichts anderes denken, als dass er wahrscheinlich gestorben war, ehe sie ihn aufknüpften. Warum, dachte ich, warum haben sie das getan! („Die Kraft ...“, S. 26ff)

Besonders auf dem Land waren solche Dinge möglich. Weiße Männer wurden dafür nicht verurteilt. Der einzige Ort, an dem sich der Schwarze als vollwertiger Mensch empfinden konnte, war die Kirche. In den schwarzen Gemeinden war man unter sich. Kirche war für die Schwarzen in Amerika mehr als nur Gottesdienst. Man fand dort Identität und Selbstachtung, hier feierte, trauerte und half sich gegenseitig. Das gesellschaftliche Leben der Schwarzen spielte sich in der Gemeinde ab. Den Pfarrern wuchs dadurch eine sehr bedeutungsvolle Stellung zu: Sie waren Wegweiser, Ankerplatz, Stütze, Mahnung und Quelle des Mutes. Die schwarzen christlichen Kirchen der USA kennen seit eh und je neben dem eigentlichen Pfarrer das Amt des Laienpredigers. Dafür brauchte man kein Studium und keinen Abschluss.

Martin Luther King sen. hielt schon in jungen Jahren in zwei Baptistengemeinden als Laienprediger den Sonntagsgottesdienst. Hier lernte er seine zukünftige Frau kennen, welche Tochter des Hauptpfarrers einer jener Kirchen war. Sie heirateten sechs Jahre später. Als schon erwachsener Mann begann King sen. ein Studium und schloss es mit dem akademischen Grad eines Baccalaureus der Theologie ab. Nach dem Tode des Schwiegervaters trat Martin Luther King sen. in dessen Fußstapfen. Somit stand er als Pfarrer der Gemeinde Ebenezer vor.

Martin Luther King jr.

Martin Luther King jr. wurde am 15. Januar 1929 in Atlanta, der Hauptstadt des amerikanischen Bundesstaates Georgia, also in einer Pfarrersfamilie geboren. Er hatte eine ältere Schwester Christine und einen jüngeren Bruder Alfred Daniel. Martin Luther King jr. verlebte eine geborgene und unbeschwerte Kindheit. Äußerlich litt man keine Not. Man wohnte in einem eigenen Haus und hatte es zu einem bescheidenen Wohlstand gebracht. Die Apartheid war jedoch überall gegenwärtig.

Ich erinnere mich, wie ich eines Tages, als ich noch klein war, mit meinem Vater einen Schuhladen im Geschäftsviertel der Stadt besuchte. Wir hatten uns auf die ersten Stühle vorn im Laden gesetzt, als ein junger weißer Angestellter auf uns zukam. „Ich will Sie gern bedienen“, murmelte er höflich, „aber gehen Sie doch bitte dort hinten auf die Plätze.“ – „Wir haben an diesen Plätzen nichts auszusetzen“, sagte mein Vater. „Wir sitzen sehr bequem.“ „Es tut mir leid“, antwortete der Angestellte, „aber hier kann ich Sie nicht bedienen.“ – „Nun, entweder kaufen wir unsere Schuhe hier, wo wir sitzen, oder wir kaufen gar keine“, gab mein Vater zur Antwort. Darauf nahm er mich bei der Hand und ging mit mir aus dem Laden. Das war das erste Mal, dass ich meinen Vater so zornig gesehen hatte. Ich höre ihn immer noch vor sich hin sprechen: „Ich werde dies System nie anerkennen, ganz gleich, wie lange ich unter ihm leben muss.“ Und er hat es auch nie getan. („Freiheit“, S. 9f)

Martin Luther King jr. war in der Schule sehr begabt und daher wurde es ihm erlaubt die 9. und auch die 12. Klasse zu überspringen. Auch in ihm keimte der Wunsch auf, Pfarrer zu werden. Mit 17 Jahren schon sollte King jr. in einem kleineren Saal der Kirche seines Vaters predigen. Da kamen aber so viele Menschen, dass man in die Hauptkirche umziehen musste. Martin Luther King jr. zeigte schon in jungen Jahren eine Reife, die weit über sein tatsächliches Alter hinausging. Mit 18 Jahren wurde er ordiniert und durfte als Referend ein kirchliches Amt führen. Für das Theologiestudium zog er nun nach Pennsylvania, das mehr als 1000 Kilometer von Atlanta entfernt liegt. Neben vielen Philosophien hörte Martin Luther King jr. hier auch zum ersten Mal von Mahatma Gandhi:

Dann führ ich eines Sonntagnachmittags nach Philadelphia, um eine Predigt von Dr. Mordecai Johnson, dem Vorsitzenden der Howard University zu hören (...) Dr. Johnson war gerade von einer Reise nach Indien zurückgekehrt und sprach zu meiner großen Freude über das Leben und die Lehre von Mahadma Gandhi. Seine Botschaft war so tiefgründig und begeisternd, dass ich nach der Versammlung ein halbes Dutzende Bücher über Gandhis Leben und Werk kaufte.

Wie die meisten Leute hatte ich von Gandhi gehört, hatte ihn aber nie ernstlich studiert. Als ich nun die Bücher las, war ich fasziniert von seinen Feldzügen gewaltlosen Widerstandes. Besonders bewegte mich sein Salzmarsch zum Meer und sein häufiges Fasten. („Freiheit“, S. 74)

Martin Luther King jr. schreibt später in seinem Buch „Warum wir nicht warten können“:

Gewaltlosigkeit ist eine kraftvolle und gerechte Waffe. Sie ist eine Waffe sondergleichen in der Geschichte; sie schlägt, ohne zu verwunden, und sie adelt denjenigen, der sie führt. Sie ist tatsächlich ein heilendes Schwert. Sowohl als praktische Methode wie auch als moralische Antwort auf den Schrei des Negers nach Gerechtigkeit bewies die gewaltlose Direkt-Aktion,

dass sie, ohne Kriege zu verlieren, Siege erringen konnte, und sie wurde dadurch zur triumphierenden Taktik der Negerrevolution von 1963. („Warum ...“, S. 26)

Als Bester seines Jahrganges hielt Martin Luther King jr. die Abschiedsrede. Aufgrund seiner herausragenden Studienleistung erhielt er zwei Preise mit einer Geldzuwendung von 1200 Dollar. Mit 22 Jahren war er nun ein ausgebildeter Pfarrer. King jr. setzte seine Studien an der Universität von Boston fort, um eine Doktorarbeit zu schreiben, die er auch mit 26 Jahren im Frühjahr 1955 erfolgreich abschloss. Nun trug er den Titel eines Doktors der Philosophie.

Drei Jahre zuvor hatte Martin Luther King jr. Coretta Scott kennen gelernt. Sie studierte Gesang, um Konzertsängerin zu werden. Ihre erste Begegnung endete folgendermaßen:

Dann mussten wir zum Konservatorium zurück. Im Auto wurde Martin plötzlich sehr still und sagte: „Wissen Sie was?“ „Was denn?“ fragte ich. Sehr ruhig, aber eindringlich sagte er: „Sie besitzen alles, was ich mir seit je von der Frau meiner Wahl erwarte. Es sind nur vier Dinge, und Sie besitzen sie alle.“ Etwas verwirrt erwiderte ich: „Ich weiß nicht, wie Sie das sagen können. Sie kennen mich doch gar nicht.“ „Doch, ich weiß es“, erwiderte er. „Die vier Eigenschaften, die ich bei einer Frau suche, sind Charakter, Intelligenz, Persönlichkeit und Schönheit, und bei Ihnen habe ich alle gefunden. Wann kann ich Sie wieder sehen?“ („Mein Leben ...“, S. 50)

1954 hatte Martin Luther King jr. an der Dexter Avenue Baptist Church in Montgomery eine Probepredigt gehalten. Die Gemeinde bat ihn zu kommen. Somit trat er mit fünfundzwanzig Jahren seine erste Pfarrstelle an. Martin Luther King jr. widmete sich der Arbeit in seiner Gemeinde mit vollem Einsatz.

Vielleicht der wichtigste Teil von Martins ausgefülltem Tagesplan waren die fünfzehn Stunden, die er damals wöchentlich auf seine Predigten verwandte. Er begann dienstags und arbeitete mit Unterbrechungen bis Samstagabend daran; indem er die Predigt zuerst ganz niederschrieb und sie dann auswendig lernte. Sonntagmorgens stand er dann in der Kanzel und predigte ohne Manuskript. Die Gemeinde staunte immer, dass er anscheinend aus dem Stegreif fünfunddreißig oder vierzig Minuten sprechen konnte. („Mein Leben ...“, S. 86)

Bis zu diesem Zeitpunkt war er noch ein vollkommen unbekannter, wenn auch begabter junger Mann.

Martin änderte auch seinen Predigtstil entsprechend seinen Hörern. In der nüchternen intellektuellen Atmosphäre Neu Englands sprach er ruhig, mit wohldurchdachten Folgerungen und wenig Emotion. Als junger Geistlicher war dies im Allgemeinen sein Stil. Später, als er im Süden vor leichter erregbaren Gemeinden predigte, ging er mehr aus sich heraus. Er entsprach ihren Erwartungen durch mitreißende Beredsamkeit; und in dem Maße, in dem sie gepackt wurden, reagierte er auf ihre Erregung, und ihre wachsende Ergriffenheit steigerte seine eigene. Das erste donnernde „Amen“ der Gemeinde löste bei ihm den altmodischen Predigtstil aus. Wir nannten es „Whooping“. Nachdem wir geheiratet hatten, neckte ich ihn manchmal: „Martin, you were whooping today.“ Er wurde dann ein wenig verlegen. Aber es war sehr aufregend, Martins whooping. („Mein Leben ...“, S. 53f)

Sein Predigtstil wurzelte in der Tradition der Baptistenprediger des Südens, mit Kadenz und Rhythmen, die er schon in frühester Jugend von seinem Vater und anderen Geistlichen vernommen hatte. („Mein Leben ...“, S. 11)

Im Laufe der Jahre entwickelte mein Mann seine Rednergabe, und wer ihn in seinen besten Stunden hörte, der änderte sein Leben. („Mein Leben ...“, S. 84)

Ich erinnere mich, wie im Frühsommer 1954 meine Mutter nach Boston kam, um mit mir meine Prüfung zu feiern. Wir fuhren zu einem Vergnügungspark an der Küste mit seinen haarsträubenden Berg- und Talbahnen, mit seinem Riesenrad und seinen Rollschuhbahn. (...) Mein Mann hatte an diesem Sonntagmorgen gepredigt, und Mutter war von seiner Predigt tief beeindruckt gewesen. Nun trieb er so viel Unfug, dass sie daran zweifelte, ob diese der gleiche ernsthafte junge Mann war, der wenige Stunden zuvor so weise und gut gesprochen hatte. „Weißt du“, sagte sie zu ihm, „du benimmst dich wie ein Vierjähriger.“ („Mein Leben ...“, S. 79)

Der Busboykott von Montgomery

Obwohl siebzig Prozent der Fahrgäste Schwarze waren, wurden diese wie Vieh behandelt — schlimmer noch, denn wer beleidigt schon eine Kuh. Die vorderen Plätze aller Busse waren für die Weißen reserviert. Selbst wenn sie nicht besetzt und hinten alles überfüllt war, mussten die Neger hinten stehen für den Fall, dass Weiße zusteigen könnten; und waren die Vordersitze besetzt und es stiegen noch Weiße zu, dann wurden die Schwarzen im hinteren Teil gezwungen, ihnen ihre Plätze abzutreten. Außerdem — und ich glaube, den Nordstaatlern war dies nicht einmal bewusst — mussten Neger ihr Fahrgeld vorn im Bus entrichten, aussteigen, zur hinteren Tür gehen und wieder einsteigen. Manchmal fuhr der Bus ohne sie fort, nachdem sie schon bezahlt hatten. Dies widerfuhr älteren Leuten oder schwangeren Frauen, bei schlechtem und bei gutem Wetter, und galt unter den Fahrern als großer Spaß. Häufig beschimpften die weißen Busfahrer ihre Fahrgäste, nannten sie Nigger, schwarze Kühe oder schwarze Affen. Man stelle sich vor, wie etwa einem Schwarzen zumute war, der mit seinem Sohn Bus fuhr und derart behandelt wurde. („Mein Leben ...“, S. 93)

Noch erniedrigender war es für die Neger, dass man sie zwang, vor leeren Sitzen, die „nur für Weiße“ reserviert waren, zu stehen. Auch wenn keine Weißen mitfuhren und die Neger sich eng zusammendrängen mussten, durften sie die zehn Plätze auf den ersten vier Reihen nicht benutzen. („Freiheit“, S. 28)

Rosa Parks

Der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte, war fast ein Routinezwischenfall. Am 1. Dezember 1955 stieg Mrs. Rosa Parks, eine zweiundvierzigjährige Näherin, die mein Mann treffend als „eine reizende Frau mit strahlendem Wesen“ beschrieb, in einen Bus, um nach einem langen Arbeits- und Einkaufstag heimzufahren. Der Bus war voll und Mrs. Parks fand einen Platz am Anfang des Negerabteils. An der nächsten Haltestelle stiegen noch mehr Weiße zu. Der Fahrer befahl Mrs. Parks, ihren Platz einem weißen Mann abzutreten, der eben einstieg; das hieß, sie hätte den ganzen Heimweg stehen müssen. Rosa Parks war nicht

revolutionär gesinnt. Sie hatte nicht geplant, was sie tat. Ihr Geduldsfaden war gerissen. Wie sie später sagte: „Ich war einfach müde, und meine Füße schmerzten.“ So blieb sie sitzen und weigerte sich aufzustehen. Der Fahrer rief einen Polizisten, der sie festnahm und zum Gerichtsgebäude brachte. („Mein Leben ...“, S. 93)

Noch Jahre später sang in der USA die engagierte Jugend den Song: „When Mama Parks sat down, The whole world stood up . . .“ („Als Mama Parks sich hinsetzte, stand die ganze Welt auf ...“) Aus der Untersuchungshaft wurde Rosa Parks nach kurzer Zeit gegen eine Kaution wieder entlassen. Gleichzeitig erhob man allerdings Anklage wegen Verstoßes gegen das Gesetz der Rassentrennung. Die Gerichtsverhandlung sollte am 5. Dezember stattfinden.

... plötzlich schien fast jeder Neger Montgomerys genug zu haben. Es war Selbstentzündung. Telefone begannen im ganzen Negerviertel der Stadt zu läuten. („Mein Leben ...“, S. 93f)

Man traf sich zur Versammlung und kam darüber überein, die Busse von nun ab zu boykottieren. Martin Luther King jr. wurde kurzerhand zum Führer der Bewegung ernannt.

Doch nach einer stürmischen Sitzung war eines klar: Trotz der im Einzelnen auseinander gehenden Meinungen, waren alle einhellig für den Boykott. Er wurde auf Montag, den 5. Dezember festgesetzt. Komitees wurden organisiert; alle anwesenden Pfarrer versprachen, ihre Gemeinden eindringlich zu ermahnen, daran teilzunehmen. Mehrere tausend Handzettel wurden auf dem Vervielfältigungsapparat der Kirche abgezogen ... („Mein Leben ...“, S. 94f)

Zudem wurden alle Schwarzen dazu aufgefordert, am Montagabend zu einer Massenversammlung in die Holt Street Baptist Church zu kommen, um sich weitere Anweisungen zu holen.

Wir besprachen die Erfolgsaussichten des Protests. Beide waren wir skeptisch. Boykottversuche in Montgomery und anderen Städten waren bisher gescheitert. Zeiten und Stimmung hatten sich zwar geändert, so dass jetzt bessere Aussichten bestanden, aber die Hoffnung war doch gering. Schließlich kamen wir überein, dass wir zufrieden sein wollten, wenn sich sechzig Prozent aller Neger daran beteiligten. Kurz nach Mitternacht gingen wir endlich zu Bett, aber um fünf Uhr dreißig am nächsten Morgen waren wir schon wieder angezogen. Der erste Bus musste um sechs Uhr an der Haltestelle direkt vor unserem Haus halten. Wir frühstückten mit Kaffee und Toast in der Küche; dann ging ich ins Wohnzimmer, um aufzupassen. Pünktlich erschien der Bus, seine Scheinwerfer strahlten durch die Dezemberdunkelheit, und innen war er hell erleuchtet. „Martin, Martin, komm schnell!“ rief ich. Er stürzte herbei und stellte sich neben mich. Sein Gesicht leuchtete vor Erregung. Kein einziger Fahrgast saß in dem gewöhnlich überfüllten Bus!

Wir warteten auf den nächsten. Auch er war leer, und dabei war dies die befahrenste Strecke der ganzen Stadt. Ein Bus nach dem anderen fuhr nach kurzem Halt weiter. Wir waren so aufgeregt, dass wir kaum zusammenhängend sprechen konnten. Schließlich sagte Martin: „Ich fahre in die Stadt und schaue, wie es anderswo aussieht.“

Er holte Ralph Abernathy ab, und zusammen fuhren sie kreuz und quer durch Montgomery. Überall war es das gleiche. Ein paar Weiße und vielleicht ein oder zwei Schwarze in sonst leeren Bussen. Martin und Ralph bot sich ein erstaunliches Bild — die Trottoirs wimmelten von Männern und Frauen auf dem Weg zur Arbeit; die Studenten des Alabama State College gingen zu Fuß oder fuhren per Anhalter; in den Taxen drängten sich die Menschen. Manche ritten auf Maultieren; andere fuhren in Einspannern. Aber die meisten gingen zu Fuß, wobei

einige auf dem Weg zur Arbeit und wieder nach Hause bis zu zwölf Meilen zurücklegten. Martin schrieb später: „Als ich sie sah, wusste ich, dass es nichts Majestätischeres gibt als den entschlossenen Mut derer, die bereit sind, für Freiheit und Würde zu leiden und Opfer zu bringen.“ („Mein Leben ...“, S. 96)

Die abendliche Massenversammlung, zu dessen Führer man Martin Luther King gewählt hatte:

Zusammen fuhren Martin und Ralph zur Versammlung. Vier Häuserblocks von der Holt Street Baptist Church stockte der Verkehr. Fünftausend Leute standen vor der Kirche, lauschten den Lautsprecherübertragungen und sangen Kirchenlieder. (...) Die gewaltige Versammlung und ihr Gesang inspirierten Martin, und sein Gebet wurde erhört. Später sagte er: „An jenem Abend verstand ich, was die alten Prediger meinten, wenn sie sagten: 'Tue deinen Mund auf, und Gott wird für dich sprechen.'"

(...) Dann wurde Martin vorgestellt. Die Menge applaudierte, und die Scheinwerfer des Fernsehens richteten sich auf ihn. Er sprach ohne irgendwelche Notizen. Noch einmal berichtete er von dem, was Mrs. Parks zugestoßen war, und sprach von dem Unrecht, das den Schwarzen zugefügt wurde. Dann sagte er: „Aber es kommt ein Augenblick, da man das satt hat. Wir sind heute Abend hier, um denen, die uns so lange misshandelt haben, zu sagen, dass wir es satt haben. Wir sind es müde, segregiert und gedemütigt zu werden. Wir sind es müde, ständig unterdrückt und brutal mit Füßen getreten zu werden.“ Die Zuhörer brachen in stürmischen Beifall aus, und Martin sagte: „Es bleibt uns keine andere Möglichkeit als zu protestieren. Wir waren erstaunlich geduldig... aber heute Abend haben wir uns hier versammelt, um uns von einer Geduld frei zu machen, die uns mit etwas Geringerem als Freiheit und Gerechtigkeit zufrieden sein lässt."

Indem er den herausfordernden Vergleich mit den Weißen Bürgerräten und dem Ku-Klux-Klan aus der Zeitung aufnahm, sagte Martin: „Sie protestieren, um die Ungerechtigkeit zu verewigen; wir protestieren, um Gerechtigkeit zu schaffen ... Ihre Methoden führen zu Gewalt und Gesetzlosigkeit. Aber bei unserem Protest wird es keine brennenden Kreuze geben, kein Weißer wird von einem mit Kapuzen verhüllten Negermob aus seinem Haus gezerrt und brutal ermordet werden ... Die hohen Prinzipien des Rechts und der Ordnung werden uns leiten." Nachdem er den Kampfgeist seiner Zuhörer geweckt hatte, setzte Martin ihm nun Grenzen. Gewaltlosigkeit und christliche Liebe prägten seine Worte. Er sagte: „Wir wollen niemanden einschüchtern, um ihn vom Busfahren abzuhalten. Wir wollen überzeugen, keinen Zwang ausüben. Wir wollen den Leuten nur sagen: Lasst euch von eurem Gewissen leiten. ... Unser Handeln soll von den Grundsätzen des christlichen Glaubens bestimmt sein... Wieder sollen wir die Worte Jesu vernehmen: ‚Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.‘ Tun wir das nicht, so wird unser Protest wie ein sinnloses Drama auf der Bühne der Weltgeschichte enden, und die Erinnerung daran wird in das hässliche Gewand der Schande gehüllt sein ... Wir dürfen nicht bitter werden und zuletzt unsere weißen Brüder hassen. Wie Booker T. Washington einmal sagte: ‚Lasst euch von niemandem so tief hinabziehen, dass ihr ihn hasst.'"

Martin schloss: „Wenn ihr mutig und doch mit Würde und christlicher Liebe kämpft, werden künftige Geschichtsschreiber sagen: ‚Es lebte einmal ein großes Volk, ein schwarzes Volk, das der zivilisierten Welt ein neues Bewusstsein und ein neues Gefühl der Würde einflößte.‘ Das ist unser Auftrag und unsere große Verantwortung."

Als Martin geendet hatte, erhoben sich die Zuhörer und applaudierten stürmisch. Und mit jener Rede gab mein Mann Ton und Tempo der Bewegung an, die er von Montgomery aus führen sollte. („Mein Leben ...“, S. 98f)

Folgende bescheidenen Forderungen stellte man auf:

1. Höfliche Behandlung der schwarzen Buspassagiere
2. Einnahme der Plätze gemäß der Reihenfolge der Einsteigenden, wobei Weiße den Bus von vorn, Neger den Bus vom hinteren Ende her füllen würden,
3. Einstellung schwarzer Fahrer für vorwiegend durch Negerviertel fahrende Busse.

Aber die Neger waren so von dem Geist des Protestes durchdrungen, dass sie es manchmal sogar vorzogen, zu Fuß zu gehen, auch wenn sie hätten fahren können. Das Laufen war für viele eine symbolische Handlung geworden. Einmal hielt ein Pool-Fahrer neben einer älteren Frau, die offensichtlich nur mit Mühe ihren Weg dahin lief. „Steig ein, Großmutter!“ rief er. „Du brauchst nicht zu laufen.“ Sie winkte ab. „Ich laufe nicht für mich“, erwiderte sie, „ich laufe für meine Kinder und Kindeskinde.“ Und sie setzte ihren Heimweg zu Fuß fort. („Freiheit“, S. 59)



Die Forderungen wurden von der Stadt und der Busgesellschaft ignoriert. Der Boykott zog sich in die Länge, traf aber auch die Busunternehmen finanziell immer stärker. Je erfolgreicher der Boykott war und je mehr Druck dadurch auf die weiße Bevölkerung ausgeübt wurde, desto größeren Schmähungen und Drohungen war Martin Luther King jr. mit seiner Familie ausgesetzt.

Am folgenden Samstag erhielten wir dreißig oder vierzig Anrufe, in denen man uns droht oder schmähte. Um halb drei nahm ich endlich den Hörer ab, damit wir etwas schlafen könnten. Als ich ihn gegen sieben Uhr früh wieder auflegte, läutete es sofort (...) Am Sonntag sagte Martin von der Kanzel: „Wir erhalten so viele unangenehme Anrufe, dass wir nachts den Hörer vom Telefon nehmen, weil wir nur so etwas schlafen können. Sollte mich jemand zu erreichen suchen, dann wisst ihr, warum es nicht geht.“ („Mein Leben ...“, S. 105)

Eines Abends sagte Martin auf einer Massenversammlung unvermittelt: „Wenn ihr mich eines Tages tot auffindet, sollt ihr dies mit keiner einzigen Gewalttat vergelten. Ich bitte euch

inständig, den Protest mit unverminderter Würde und Disziplinweiterzuführen.“ („Mein Leben ...“, S. 103)

1. Attentat

Das war Montag, den 30. Januar 1956. Gegen halb zehn abends hatte ich einen Morgenrock angezogen, und Mary Lucy und ich plauderten im Wohnzimmer. Da hörte ich einen schweren Aufprall draußen auf der Betonveranda. Hätte ich nicht schon mit einem Angriff gerechnet, wäre ich vielleicht nachsehen gegangen. Stattdessen sagte ich: „Es klingt, als hätte jemand eine Bombe geworfen. Besser wir gehen nach hinten.“

Wir eilten nicht durch die Diele, die uns der Geräuschquelle näher gebracht hätte, sondern direkt nach hinten ins Gastzimmer. Als wir bis zur Zimmermitte gekommen waren, erschütterte eine Detonation das Haus. Dann Rauch und das Geräusch von splitterndem Glas.

Mary Lucy packte mich und begann zu schreien. Ich war durch die Erschütterung und den Lärm mitgenommen, und ihr Schreien vermehrte meinen Schrecken, als ich ins Schlafzimmer rannte, zwei Räume weiter hinten, wo Yolanda in ihrem Kinderwagen lag. Es fehlte ihr nichts, und automatisch griff ich nach dem Telefon. Doch wen sollte ich anrufen? An die Polizei wollte ich mich jedenfalls nicht wenden.

Dann läutete die Haustürklingel. Mein erster Gedanke war, es sei der Attentäter. Ich überlegte, was ich mit dem Kind machen sollte, und für den Bruchteil einer Sekunde drehte ich durch. Dann rief ich: „Wer ist da?“ und eine Stimme fragte: „Ist irgendwer verletzt?“

Ich ließ meine Nachbarn ein. Sie waren erschreckt und besorgt. In unserem ganzen Stadtteil hatten die Leute die Detonation gehört und eilten nun herbei. Die Fenster waren zerbrochen, und der Wohnzimmerboden mit Glassplittern übersät. Die Veranda war aufgerissen und im Betonboden ein kleines Loch. Alle Lichter in den vorderen Zimmern waren erloschen, und ich holte eine Birne und schraubte sie in eine Fassung, damit wir etwas sehen könnten. („Mein Leben ...“, S. 106)

Martin Luther King jr. erfuhr von dem Attentat während einer Rede, die er in der First Baptist Church hielt. Sofort eilte er heim. Das Haus war inzwischen voll mit Nachbarn, weißen Reportern, Polizei und dem Bürgermeister.

Mit jeder Minute wuchs die wogende, raunende Menge, aus der Flüche gegen die Polizei ertönten. Da trat Martin auf die Veranda hinaus. In gewisser Hinsicht war es die wichtigste Stunde seines Lebens. Sein eigenes Haus war soeben bombardiert worden, seine Frau und sein Kind hätten getötet werden können. Zum ersten Mal wurden damit seine christlichen Prinzipien und seine Theorie der Gewaltlosigkeit ernstlich auf die Probe gestellt. Ernst und gefasst stand er vor den wütenden Menschen, und er beherrschte sie. Er hob die Hand, und sie verstummten schlagartig — die zornigen Männer und Frauen, die aufgeregten Kinder und die finsternen, erschreckten Polizisten, die sich um die Stufen drängten — alle waren vollkommen still. Mit ruhiger Stimme sagte Martin: „Meiner Frau und meinem Kind ist nichts passiert. Bitte geht nach Hause und legt eure Waffen weg. Wir können dies Problem nicht durch Vergeltung lösen. Wir müssen der Gewalt mit Gewaltlosigkeit begegnen. Denkt an die Worte Jesu: ‚Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen.‘ Wir müssen unsere weißen Brüder lieben, gleichgültig, was sie uns antun. Wir müssen ihnen zeigen, dass wir sie lieben. Jesus ruft uns auch heute über die Jahrhunderte hinweg zu: ‚Liebet eure Feinde.‘ Dies müssen wir leben. Wir müssen Hass mit Liebe vergelten.“ Dann nahm seine Stimme ihren

vollen, tiefen Klang an und entfaltete ihre bezwingende Kraft: „Denkt daran, selbst wenn ich den Kampf nicht weiterführen kann, wird doch die Bewegung weitergehen, weil Gott mit ihr ist. Geht nach Hause mit diesem sieghaften Glauben, mit dieser strahlenden Gewissheit.“ Viele weinten. Ich konnte im Licht der Scheinwerfer die Tränen auf den Gesichtern glänzen sehen. Sie waren bewegt wie durch eine heilige Verzückung. Sie riefen „Amen“ und „Gott segne dich. Wir halten zu dir, Reverend.“ (...) Danach zerstreuten sich die Menschen. In der Menge vernahm man die Stimme eines Weißen Polizisten: „Ohne den Nigger-Prediger wären wir jetzt alle tot.“ („Mein Leben ...“, S. 108f)

Später sagte King an einer anderen Stelle:

„... Ich habe den Kampf angefangen, und ich kann nicht mehr zurück. Ich habe den Punkt erreicht, wo es kein Zurück mehr gibt.“ („Freiheit“, S. 119)

381 Tage dauerte der Busboykott insgesamt. Er verlief von Seiten der Schwarzen tatsächlich gewaltlos. Allen Versuchen der Stadt, die Sache zu untergraben und zu behindern, hielt die Bewegung Stand.

Jeder Versuch, wahre Einigkeit zu zerstören, dient nur dazu, sie zu stärken. Das war es, was die Gegenseite nicht sah. („Freiheit“, S. 124)

Am 13. November 1956 erklärt das Oberste Bundesgericht endlich die Segregation in Bussen für verfassungswidrig.

In mehreren Versammlungen schulten wir die Leute, wie sie sich verhalten sollten. Wir stellten vor dem Altar eine Reihe Stühle auf, die den Bus darstellen sollten. An der Spitze war der Fahrersitz. Dann wählten wir ein Dutzend „Schauspieler“ aus und übertrugen jedem eine Rolle für eine Situation, wie sie möglicherweise einmal eintreten konnte. Ein Mann war der Fahrer, die anderen waren weiße und farbige Fahrgäste. In beiden Gruppen gab es höfliche und feindselige Menschen. Im Beisein der übrigen Versammlungsteilnehmer führten die Schauspieler nun eine Szene auf, in der ein Fahrgast beleidigt oder geschlagen wurde. Dann kam eine andere Gruppe Schauspieler an die Reihe, und zum Schluss wurde über alles diskutiert.

Manchmal stellten die, die einen Weißen spielten, ihn mit solchem Eifer dar, dass sie von den Zuschauern getadelt werden mussten. Oft vergaß ein Neger, dass er gewaltlos bleiben sollte, und schlug heftig zurück. Dann versuchten wir seine Worte und seine Handlungsweise zu korrigieren. („Freiheit“, S. 136f)

Kampf auf nationaler Ebene

Angeregt durch den Busboykott entstand in den Südstaaten immer mehr Widerstand gegen die Segregation. Martin Luther King jr. begann nun, diese verschiedenen Strömungen zu koordinieren. Die Organisation „Southern Christian Leadership Conference“ (SCLC) wurde gegründet und King jr. wurde zu ihrem Präsidenten ernannt.

International bereits bekannt folgte Martin Luther King jr. Einladungen aus Genf, Paris und London. Mit einer Reise nach Indien, der Heimat Gandhis, erfüllte er sich einen großen Traum. Überall traf er Regierungschefs und in Rom sogar den Papst. Das Buch „Stride

Towards Freedom“ (im Deutschen mit dem Titel: „Freiheit“), in dem King jr. den Verlauf des Busboykotts beschreibt, kommt heraus.

Erneutes Attentat

Vor ein paar Jahren saß ich in einem Kaufhaus in Harlem, und Hunderte von Leuten standen um mich herum, als ich Exemplare meines Buches „Feldzug in Richtung Freiheit“, meine Darstellung des Boykotts der Autobusse in Montgomery 1955/56, mit meinem Namenszug versah. Wie ich mein Autogramm gerade auf ein Blatt setzte, fühlte ich plötzlich, dass etwas mit heftiger Gewalt in meine Brust eindrang. Ein Brieföffner in der Hand einer Frau, deren geistige Umnachtung später gerichtlich bestätigt wurde, war dazu verwandt worden, mich zu erstechen. In einem Krankenwagen wurde ich rasch in das Harlem-Krankenhaus geschafft, und ich lag dort stundenlang, während man Vorbereitungen traf, um das scharfe Messer aus meinem Körper zu entfernen. Viele Tage später, als ich wieder so weit hergestellt war, mit Dr. Aubrey Maynard, dem Chef der chirurgischen Abteilung, der die heikle und gefährvolle Operation ausgeführt hatte, zu sprechen, erfuhr ich, warum es so lange gedauert hatte, bis man sie begann. Er berichtete mir, dass die Spitze des Dolchs meine Halsschlagader berührt hatte und dass es darum notwendig geworden war, den Brustkorb zu öffnen, um den Dolch zu entfernen.

„Wenn Sie während jener langen Stunden des Wartens auch nur geniess hätten“, so erklärte mir Dr. Maynard, „dann wäre Ihre Aorta durchstoßen worden, und Sie wären in Ihrem eigenen Blutstrom ertrunken.“ („Warum ...“, S. 13f)

Sit-in-Bewegung

Durch sein zunehmend nationaler werdendes Engagement, konnte Martin Luther King jr. seine Gemeinde als Pfarrer kaum mehr betreuen. Ein Umzug nach Atlanta wurde unumgänglich.

Auch die Sit-in-Bewegung begann ganz im Kleinen. Sie ging von schwarzen Studenten aus. In vielen Geschäften oder Lokalen wurden Schwarze grundsätzlich nicht bedient. Darauf beschlossen wenige Studenten einfach, jeden Tag wiederzukommen und sich an Ort und Stelle einfach hinzusetzen. Die Vorfälle wurden über Zeitungen bekannt und innerhalb von zwei Wochen entstand im ganzen Süden die „Sit-in-Bewegung“. Martin Luther King jr. schloss sich der Sache an und man organisierte 1960 zusammen im größten Kaufhaus des Südens ein Sit-in. Das „Rich’s“ besaß fünf große Restaurants für Weiße, Schwarze bediente man hingegen nur in der Cafeteria. Mit achtzig Studenten besetzte King jr. nun diese Restaurants. Alle wurden umgehend verhaftet. Zuvor hatte man sich verabredet, keine Kautionen zu zahlen und im Gefängnis zu verbleiben. Kurz darauf wurden sie wieder freigelassen. Bei einer ähnlichen Aktion blieb King jr. jedoch als einziger in Haft. Der Grund war: Man hatte festgestellt, dass er beim Umzug nach Atlanta seinen Führerschein nicht umgemeldet hatte. Der Richter verurteilte King jr. zu sechs Monaten Zwangsarbeit in der staatlichen Besserungsanstalt Reidsville.

John F. Kennedy

Nicht immer verliefen Gefängnisaufenthalte bei Schwarzen harmlos. Während man in Atlanta oder einer anderen Großstadt in den Gefängnissen zwar Schikanen ausgesetzt sein konnte, so musste man allerdings nicht um sein Leben bangen. Anders war dies jedoch in den ländlichen Gebieten. Reidsville war eine Hochburg des Ku-Klux-Klans.

Der **Ku-Klux-Klan** gründete sich nach den Unruhen des amerikanischen Bürgerkrieges durch fanatische Weiße, die durch Terror, Angst und Gewalt alles Aufbegehren der Schwarzen bekämpften. Mit Kapuzen und brennenden Holzkreuzen zogen sie durch die Nacht und nicht selten wurden dabei Schwarze an Bäumen erhängt oder auf andere Art gelyncht.

King jr. wurde an Händen und Füßen gefesselt in das 300 Meilen entfernte Reidsville gebracht. In Sträflingskleidung steckte man ihn in eine Zelle für Schwerverbrecher. Die Angst um Martin Luther King jr. war nicht unbegründet. Es bestand durchaus die Gefahr, dass er „durch einen Unfall“, „auf der Flucht“ oder „durch Selbstmord“ beseitigt werden konnte.

An dieser Stelle schaltete sich der Senator und Präsidentschaftskandidat John F. Kennedy ein. Er erwirkte gegen Kautionsumkehrung Kings Freilassung. Wenige Tage später fanden aber auch die Präsidentschaftswahlen statt, die Kennedy mit einer ausgesprochen knappen Mehrheit von nur 100.000 Stimmen in Amerika gewann. Die Freilassung Martin Luther Kings jr. mag bei vielen Schwarzen den Ausschlag gegeben haben, ihn zu wählen.

Der Kinderkreuzzug von Birmingham

Birmingham war ein großes Industriezentrum, die reichste Stadt Alabamas. Der größte Teil ihrer weißen Bevölkerung und der Beamten widersetzen sich eisern jeglicher Form der Integration. Erneut wurde King jr. bei einer Demonstration auf beängstigende Weise inhaftiert und wiederum auf den Einfluss von John F. Kennedys, nun Präsident von Amerika, freigelassen. Die schwarze Bevölkerung wollte aber in ihren Bemühungen um Abbau der Rassentrennung nicht nachlassen und so beschloss man erstmalig auch die Kinder mit einzubeziehen.

Andy Young, Bernard Lee, Jim Bevel und andere besuchten sämtliche Oberschulen und Neger-Colleges Birminghams, und die Kinder kamen zu Tausenden auf die Massenversammlungen und zu den Ausbildungsstunden in der Lehre und Methode der Gewaltlosigkeit. Martin sagte über sie: „Wir fühlten ihren Eifer dabei zusein, ihr Bedürfnis, an einer bedeutsamen gesellschaftlichen Umwälzung mitzuwirken.“ (...)

Am „D Day“, dem 2. Mai, hielt Martin in der Sixteenth Street Baptist Church eine Ansprache vor einer Schar begeisterter Jugendlicher. Dann marschierten sie zur Innenstadt, während sie „We Shall Overcome“ sangen. Alle wurden verhaftet. Welle um Welle marschierte singend los, um das gleiche Schicksal zu erleiden; 959 Kinder wurden an diesem Tag verhaftet.

Am nächsten Morgen kündigte Martin an: „Gestern war ‚D Day‘ in Birmingham. Heute wird doppelter ‚D Day‘ sein.“

Im Rampenlicht der Öffentlichkeit verlor Bull Connor [Stadtbeamter für öffentliche Sicherheit] die Nerven. Er konzentrierte Polizei in den Straßen um die Sixteenth Street Church. Als tausend Kinder und Teenager auf sie zumarschierten, befahl er, die

Wasserwerfer aufzudrehen. Die Wucht des Wassers warf die Kinder flach zu Boden, riss einigen von ihnen die Kleider vom Leib. Dann ließ Connor die Polizeihunde los, die bellend und beißend zwischen die Kinder fuhren. Diese wehrten sich nicht, aber für einige der unseren, die verzweifelt von den Dächern zusahen, war es zuviel. Sie begannen Steine zu werfen.

Am späten Sonntagnachmittag führte der unterdessen verstorbene Reverend Charles Billups eine Gruppe Erwachsener von der New Pilgrim Baptist Church zur Polizeibarrikade. Sie knieten auf der Straße und beteten. Dann marschierten sie weiter. Bull Connor selbst erschien auf dem Schauplatz und befahl Reverend Billups umzukehren. Billups weigerte sich, und seine Leute riefen: „Dreht das Wasser an! Lasst die Hunde los! Wir kehren nicht um. Vergib ihnen, o Herr!“

Wütend schrie Connor: „Verdammt! Dreht die Wasserwerfer auf!“ Aber ein Wunder geschah. Als sich die Schwarzen von den Knien erhoben und weitergingen, ließen Connors Leute die Wasserwerfer sinken und wichen rechts und links zurück. Der moralische Druck der Öffentlichkeit und die innere Kraft dieser kleinen Schar Schwarzer brach ihre Disziplin — entwaffnete sie. Zwischen ihren Reihen hindurch, vorbei an den angeleinten Hunden, führte Billups seine Leute. Sie hielten ihre Gebetsversammlung in einem nahe gelegenen Park und kehrten darauf unter Freiheitsliedern zu ihrer Kirche zurück. Es war der erste Riss in der Front der rassistischen Kräfte.

Die ganze nächste Woche hindurch dauerte der Kinder-Kreuzzug an. Birminghams Gefängnisse waren voll. Die verhafteten Jugendlichen wurden in eingefriedeten Räumen oder Hallen untergebracht. Schließlich überschritt ihre Zahl die Möglichkeiten der Stadt. Als am Dienstag fünfhundert Kinder marschierten, löste die Polizei zwar die Demonstration auf, verhaftete jedoch niemanden. Dreitausend Personen, meist Jugendliche, gelangten auf verschiedenen Wegen an der Polizei vorbei in die Innenstadt, wo sie durch die Straßen und Geschäfte zogen, indes sie sangen „Ain't Gonna Let Nobody Turn Me Around“ und „I'm on My Way to Freedom Land“. Gouverneur Wallace rief die Nationalgarde. Mittlerweile wuchs die Empörung in der Nation. Die Zeitungs- und TV-Aufnahmen von den Jugendlichen, die von Wasserwerfern zu Boden geworfen waren, die geschlagen und von Hunden gebissen wurden, brachten einen Sturm von Telegrammen ins Weiße Haus. Bull Connor wurde zur Inkarnation des Bösen. Martin hatte gesagt: „Ich hoffe, das Gewissen der Nation vor den Richterstuhl der Moral zu bringen.“ Und genau dies geschah. („Mein Leben ...“, S. 184f)

Wesentlicher Bestandteil der Massenversammlungen waren die Freiheitslieder. In gewissem Sinne sind wirklich sie die Seele der Bewegung und weit mehr als nur Anwendung kluger Worte zur Anfeuerung eines Feldzuges. Sie sind so alt wie die Geschichte der Neger in Amerika. Sie sind Bearbeitungen jener Lieder, die die Sklaven sangen: Lieder der Trauer, Schreie der Freude, Kampfgesänge und die Hymnen unserer Bewegung. („Warum ...“, S. 71)

Ich habe inmitten von Hunderten von Jugendlichen gestanden und in ihren Gesang eingestimmt, als sie „Ain't Gonna Let Nobody Turn Me Round“ sangen. Dies ist nicht nur ein Lied, sondern auch ein Entschluss. Wenige Minuten später erlebte ich, wie dieselben jungen Leute sich weigerten, vor dem Ansturm der Polizeihunde oder vor einem kampflustigen „Bull“ Connor, der Männer mit Wasserschläuchen befehligte, umzukehren. Diese Lieder verbinden uns, geben uns Mut und helfen uns, zusammen zu marschieren. („Warum ...“, S. 72)

Wiederum führte der Druck der Öffentlichkeit zu Ergebnissen in den Verhandlungen. Viele Segregationsbestimmungen wurden in der Stadt aufgehoben.

Auf einer Konferenz über die Gesetzesvorlage im Weißen Haus sagte Präsident Kennedy mit sarkastischem Lächeln zu Martin: „Bull Connor hat für die Bürgerrechte ebensoviel getan wie Abraham Lincoln.“ („Mein Leben ...“, S. 187)

Wie immer nach solchen Erfolgen machte sich die Wut der weißen Rassisten in besonders gemeinen Racheakten Luft. Am 12. Mai wurde ein Bombenanschlag auf das Motel verübt, in dem die schwarzen Führer der Bürgerrechtsbewegung wohnten. Im Juni wurde Medgar Evers, 37 Jahre und führender Kopf einer Neger-Organisation, vor seinem Haus niedergeschossen.

Marsch auf Washington

Um den Schwung, der nach Birmingham entstanden war, zu nutzen, wurde die Idee eines gewaltigen aber gewaltfreien Marsches auf Washington geboren. Man rechnete in der Vorbereitung mit einer optimistischen Zahl von vielleicht 100.000 Teilnehmern. Stattdessen kamen an die 250.000 Menschen zusammen.

Der Washington-Marsch wurde auf den 28. August 1963 angesetzt. Es sollte ein kurzer Marsch werden — vom Washington-Denkmal über die Mall zum Lincoln-Denkmal, wo die Reden gehalten würden. (...)

In unserer Hotelsuite begann Martin seine Rede zu revidieren, indem er versuchte, sie auf die acht Minuten zu kürzen, die man ihm zugestanden hatte. Die ganze Nacht arbeitete er daran, ohne ein Auge zuzutun. (...)

Er sollte der letzte Redner sein, und seine Worte würden über Fernsehen und Rundfunk Millionen von Menschen in Amerika und der ganzen Welt erreichen, und darum war es entscheidend, dass seine Rede zugleich mitreißend und klug wäre. Als Martin zu einem Abschluss gekommen war — todmüde und nahe am Zusammenbruch —, da hatte er eine gute Rede geschrieben. Aber am nächsten Tag hielt er eine noch bessere.

(...) Als ich dort saß und über die große bunte Versammlung blickte, war es die größte Menschenmenge, die ich je gesehen hatte, und auch sonst hatte niemand jemals so viele Menschen auf diesem Platz gesehen. (...) Und wir wussten, dass außerdem Millionen, einschließlich Präsident Kennedy, am Fernsehschirm zusahen.

(...) Es war ein langes Programm, und ich dachte, dass Martin müde sein müsste, und wie schwer er es als letzter Redner haben würde, die Hörer mitzureißen. (...) Dann erhob sich A. Philip Randolph, um Martin einzuführen. Er nannte meinen Mann „den moralischen Führer der Nation“. Zweihundertfünfzigtausend Menschen spendeten donnernden Beifall und skandierten Martin Luther King.

Martin war außerordentlich bewegt. Ich sah es an der Linie seines Rückens und hörte es am Klang seiner Stimme, die zuerst ein wenig heiser war und dann stark und klingend wurde wie stets in seinen besten Stunden. Er begann mit der geschriebenen Rede, die er mit großer Beredsamkeit vortrug und deren Hauptargument hieß: „Statt seine heiligen Verpflichtungen zu erfüllen, hat Amerika den Neger einen ungedeckten Scheck gegeben. Wir sind heute hier, um diesen Scheck einzulösen, und wir sind nicht bereit, zu glauben, dass auf der Bank der Gerechtigkeit kein Geld sei.“ Als er zu dem rhythmischen Teil gelangte, in dem er Freiheit jetzt und Arbeit jetzt verlangte, fiel die Menge in den Rhythmus ein. Martin wurde davon zu neuen Höhen der Inspiration getragen. Er vergaß seine geschriebene Rede ebenso wie die

Zeit und sprach aus seinem Herzen, während sich seine Stimme machtvoll über die große Menge erhob und in die Welt hinausging. An diesem Tag war uns allen, als kämen seine Worte von einem höheren Ort, als sprächen sie durch Martin zu den beladenen Menschen vor ihm. Der Himmel selbst tat sich auf, und wir alle schienen verwandelt. Er sagte: „Ich versichere euch, trotz der Schwierigkeiten, die sich heute und morgen vor uns türmen, habe ich noch immer einen Traum. Einen Traum, der tief verwurzelt ist im Traum Amerikas. Ich habe einen Traum, dass sich diese Nation eines Tages erheben wird, dass sie den wahren Sinn ihres Kredos leben wird: Wir halten diese Wahrheit für selbstverständlich, dass alle Menschen gleich erschaffen sind.

Ich habe einen Traum, dass eines Tages auf den roten Hügeln Georgias die Söhne der ehemaligen Sklaven und die Söhne der ehemaligen Sklavenhalter in der Lage sein werden, sich zusammen an den Tisch der Brüderlichkeit zu setzen. Ich habe einen Traum, dass sich eines Tages selbst der Staat Mississippi, ein Staat, welcher in der Hitze der Unterdrückung verschmachtet, in eine Oase der Freiheit und Gerechtigkeit verwandeln wird.

Ich habe einen Traum, dass meine vier kleinen Kinder eines Tages in einer Nation leben werden, wo man sie nicht nach ihrer Hautfarbe, sondern nach ihrem Charakter beurteilen wird.

Ich habe einen Traum, dass eines Tages jedes Tal erhöht und jeder Hügel und Berg abgetragen sein wird. Dass die rauen Orte geglättet und die gewundenen Orte begradigt sein werden. Mit diesem Glauben kehre ich in den Süden zurück. Mit diesem Glauben werden wir fähig sein, aus den Bergen der Verzweiflung den Stein der Hoffnung zu hauen. Mit diesem Glauben werden wir fähig sein, zusammen zu arbeiten, zusammen zu beten, zusammen zu kämpfen, zusammen ins Gefängnis zu gehen, uns zusammen für die Freiheit zu erheben, in dem Wissen, eines Tages frei zu werden.

Dies wird der Tag sein, wenn alle Kinder Gottes mit neuem Sinn singen können ‚Let freedom ring‘. So lasst die Freiheit erschallen von den gewaltigen Gipfeln New Hampshires; lasst die Freiheit erschallen von den mächtigen Bergen New Yorks. Aber nicht nur das: Lasst die Freiheit erschallen von Georgias StoneMountain. Lasst die Freiheit erschallen von jedem Hügel und Maulwurfshügel Mississippis, von jeder Erhebung.

Wenn wir den Namen der Freiheit von jeder Stadt und jedem Weiler, von jedem Staat und jeder Metropole erschallen lassen, dann werden wir wirklich den Tag herbeirufen, da alle Kinder Gottes, ob schwarz oder weiß, ob sie Juden, Protestanten, Katholiken oder Heiden sind, sich die Hände reichen und die Worte des alten Negro Spiritual singen können ‚Endlich frei! Endlich frei! Großer allmächtiger Gott, wir sind endlich frei!‘“ Als Martin geendet hatte, herrschte ergriffene Stille, die der größte Tribut ist, der einem Redner gezollt werden konnte Dann ein ungeheurer Lärm, als zweihundertfünfzigtausend Leute in ekstatische Zustimmung ausbrachen. („Mein Leben ...“, S. 189 – 193)

„I have a dream“ Diese Worte seiner Rede wurden weltweit gehört.

Dem Triumph folgte die Tragik dicht auf dem Fuß. Keine drei Wochen später, am 15. September, legte jemand eine Bombe in die Sixteenth Street Baptist Church in Birmingham. Sie explodierte während der Sonntagsschule. Vier unschuldige kleine Mädchen wurden getötet. („Mein Leben ...“, S. 194)

Ermordung John F. Kennedys

Die nächste Tragödie teilten wir mit den Menschen der ganzen Welt. Am 22. November 1963 war Martin in der ersten Etage unseres Hauses beschäftigt und hatte den Fernseher im Hintergrund laufen. Ich telefonierte unten mit Esther Turner; Esther gehörte zu den seltenen Freunden, die immer da waren, wenn sie am meisten gebraucht wurden. Sie war die erste Weiße gewesen, die 1961, angeregt von Martin und Daddy King, die Ebenezer Church integriert hatte. Da rief Martin: „Corrie, eben höre ich, dass auf Präsident Kennedy geschossen wurde — dass er vielleicht getötet wurde.“

Ich rannte hinauf, und zusammen hofften und beteten wir, dass John Kennedy nicht sterben würde. Wir dachten an die große nationale Tragödie und außerdem daran, wie sich sein Tod auf die Bewegung auswirken könnte. Wir empfanden deutlich, dass Präsident Kennedy stets ein Freund unserer Sache gewesen war und dass wir, solange er im Amt war, unseren Weg weitergehen konnten. Wir wachten und beteten für ihn.

Dann wurde bekannt gegeben, der Präsident sei tot. Martin war die ganze Zeit sehr still gewesen. Schließlich sagte er: „So wird es auch mir ergehen. Ich sage dir, dies ist eine kranke Gesellschaft.“ („Mein Leben ...“, S. 195)

Jahre unentwegter Arbeit

1964 erhielt Martin Luther King jr. den Friedensnobelpreis. Die Tatsache, dass ein Neger diesen Preis erhielt, war damals noch alles andere als eine Selbstverständlichkeit. Zusammen mit seinem Vater, seiner Frau und einer Gruppe engster Mitarbeiter flog King von Atlanta über New York und London nach Oslo, wo er in der Universität den Friedensnobelpreis in Empfang nahm.

Es waren Jahre unentwegter Arbeit. Immer wieder leitete Martin Luther King jr. Kampagnen, Märsche, Massenversammlungen an, um den Schwarzen zu ihrem Recht und ihrer Würde zu verhelfen. Fortwährend reiste und flog er von einem Brennpunkt zum nächsten. Der letzte große Meilenstein auf seinem Weg war für Martin Luther King jr. der Krieg in Vietnam. Er wusste, dass dieser Krieg nicht nur falsch, sondern auch viel zu teuer war.

Er sagte: „... Nach Schätzungen geben wir 320.000 Dollar für jeden getöteten Feind [in Vietnam] aus, während wir im so genannten Kampf gegen die Armut in Amerika nur etwas 53 Dollar für jeden Bedürftigen ausgeben ...“ („Mein Leben ...“, S. 233)

Ermordung Martin Luther Kings jr.

King jr. hatte eine gewisse Todesahnung. Am Abend vor seiner Ermordung sprach er in Memphis zu einer größeren Versammlung.

... Das Publikum tobte vor Begeisterung.

Dann schien die Gabe der Prophetie über ihn zu kommen. Er sagte den Leuten, dass sein Flugzeug von Atlanta heute Morgen Verspätung gehabt habe, da man seinen Weg nach einer Bombe suchte, und in Memphis hätten ihn Drohungen und Gerüchte empfangen, ein Anschlag sei auf ihn geplant.

Er fügte hinzu: „Ich weiß nicht, was geschehen wird. Schwierige Tage liegen vor uns. Aber es bedeutet mir wirklich nichts mehr. Weil ich auf dem Berggipfel war, macht es mir nichts mehr aus. Wie alle Menschen würde ich gern lange leben. Es ist etwas Schönes, alt zu werden. Aber darum Sorge ich mich jetzt nicht. Ich möchte allein Gottes Willen tun. Und er hat mir erlaubt, den Berg zu erklimmen. Und ich habe hinübergeschaut und das Gelobte Land gesehen. Vielleicht werde ich es nicht mit euch erreichen, aber ich möchte euch heute Abend sagen, dass wir als Volk in das Gelobte Land einziehen werden. Darum bin ich heute Abend glücklich. Ich Sorge mich um nichts. Ich fürchte keinen Menschen. Meine Augen haben die Herrlichkeit des kommenden Reiches Gottes geschaut...“ So bewegt reagierten die Zuhörer auf Martins Worte, so erregt war er durch ihre Ergriffenheit, dass es ihn überwältigte: er brach an dieser Stelle ab. Ich glaube, dass er das Zitat beenden wollte: „Seine Wahrheit kann nichts aufhalten“. („Mein Leben ...“, S. 251f)

Am Abend des nächsten Tages:

... und bald war es Zeit, dass sie sich zum Essen fertig machten. Nachdem sich Martin angezogen hatte, trat er auf den kleinen Balkon zur Straße hin, von dem man auf eine heruntergekommene Pension etwa siebzig Meter entfernt blickte. (...)

Solomon Jones, der Martin an diesem Abend fahren sollte, rief hinauf: „Es wird kühl, Dr. King. Nehmen Sie lieber einen Mantel mit.“ „Einverstanden.“ Es war fast Zeit zu gehen. Ralph eilte in sein Zimmer, um etwa Rasierwasser zu benutzen In diesem Augenblick ertönte der Schuss. Er soll wie ein Feuerwerkskörper geklungen haben ... („Mein Leben ...“, S. 251f)

Der Schuss hatte King am Hals getroffen. Man brachte ihn sofort ins Krankenhaus, wo er kurz darauf seiner Verletzung erlag. Der Mörder von Martin Luther King jr. wurde gefasst. Er war ein Berufsverbrecher. Sein Name war James Earl Ray und er gab zu, für diese Arbeit bezahlt worden zu sein. Die Auftraggeber blieben unentdeckt.

Die Trauerfeier für Martin Luther King jr. fand am 9. April 1968 in Atlanta statt. 150.000 Menschen gaben ihm die letzte Ehre. Ein Maultiergespann zog den Wagen mit einem einfachen Holzsarg durch die Stadt.

Ausblick und Rückblick

Harry Belafonte und Stanley Levison, zwei der ergebensten und treuesten Freunde von Martin Luther King jr., schrieben in einem Nachruf:

„Einer Nation, die im bittersten Rassismus erstarrte, weckte ein Schwarzer das schlummernde Gewissen; einer Nation, krank von Gewalt, predigte ein Schwarzer Gewaltlosigkeit; einer Nation, die Entfremdung zersetzte, predigte ein Schwarzer Liebe; einer Welt, die während zwanzig Jahren in drei Kriege verstrickt war, predigte ein Schwarzer Frieden.

Als die Kugel eines Mörders Martin Luther Kings Leben beendete, verfehlte sie ihr Ziel. In vier Tagen hörten mehr Leute seine Botschaft als in den zwölf Jahren seines Wirkens. Seine Stimme wurde zum Verstummen gebracht, aber seine Botschaft erschallte in der ganzen Welt. Er wurde zu Lebzeiten mit Steinen und Messern angegriffen, geschmäht und bespöttelet, aber im Tode offenbarte sich überwältigend, dass ein Mann von grenzenloser Güte unter uns gelebt hatte.

Martin Luther King starb, wie er lebte, indem er bis zum letzten Atemzug für die Gerechtigkeit kämpfte. In nur zwölf Jahren seines öffentlichen Wirkens trug er den Schwarzen mehr Achtung ein, als es dem gesamten vorangegangenen Jahrhundert gelungen war. (...)
(„Mein Leben ...“, S. 266)

Quellen

- King jr., Martin Luther, „Freiheit“, 2. gekürzte Taschenbuchauflage 1984, R. Brockhaus Taschenbuch Bd. 332
- King jr., Martin Luther, „Warum wir nicht warten können“, 2. Auflage, Düsseldorf-Wien: Union Verlag Berlin, 1967
- Scott King, Coretta, „Mein Leben mit Martin Luther King“, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt GmbH, deutsche Ausgabe 1970
- King sen., Martin Luther, „Die Kraft der Schwachen“, Stuttgart: Deutsche Bücherbund GmbH & Co, deutsche Ausgabe 1982